

Menschen und Dämonen

Er hat die Mafia zum Thema des italienischen Romans gemacht: Zum 100. Geburtstag des sizilianischen Autors Leonardo Sciascia - und neu edierte Bücher von ihm und Etta Scollo über Sizilien

VON PETER VON BECKER

Als der Schriftsteller Leonardo Sciascia, der heute vor 100 Jahren in einer bäuerlichen Kleinstadt nahe Agrigent im Süden Siziliens geboren wurde, 1961 im Alter von 40 Jahren nach frühen Prosastücken seinen ersten Roman „Der Tag der Eule“ veröffentlichte, war das ein Ereignis. Eigentlich ein kleiner Kriminalroman, kaum 150 Seiten lang. Doch das im renommierten Einaudi Verlag in Turin erschienene Buch erfasste ein Stück Sizilien im Kern. Wie mit einem Schlag.

Da wird an der Piazza einer namenlos bleibenden sizilianischen Stadt ein Mann, der gerade den Autobus besteigen will, am helllichten Tag erschossen. Doch die anderen Fahrgäste wollen nichts gesehen haben, die Scheiben des Busses seien beschlagen gewesen, der Fahrer abgelenkt, und ein Ölkuchenverkäufer, der eben noch um die Busreisen warb, hat sich beim Eintreffen der Carabinieri verflüchtigt. Man fragt: Ist da überhaupt etwas geschehen? Ein, zwei Szenen weiter gerät ein „vom Festland“ stammender Polizeiermittler in den Verdacht, ein Linker zu sein, im Krieg gar ein Partisan, und im fernen Rom sitzen zwei dunkel gekleidete

Sizilien zwischen Archaik und Moderne ist ein Modell Italiens und der Welt

Politiker im Schatten eines Cafés und beraten, wie der Zwischenfall an der sizilianischen Bushaltestelle, bei dem ein offenbar allzu unbestechlicher, bei gewissen Projektausschreibungen allzu korrekter kleiner Bauunternehmer ums Leben kam, möglichst schnell aus der Welt geschafft wird. Draußen dagegen das grelle, blendende Licht. Oder aber das Grau des Schweigens.

Gleich auf den ersten zwanzig Seiten seines Debütromans, der vor jetzt 60 Jahren die Existenz der Mafia auch erstmals ganz explizit zum Thema der italienischen Literatur gemacht hat, entwirft Leonardo Sciascia derart ein Welt-Bild. Sizilien, Italien werden im „Tag der Eule“ zum Modell einer schönen, schrecklichen Tragikomödie: der Macht, des Geldes, der gesellschaftlichen Verstrickung. Familienbande, dieses Wort, sagte Karl Kraus einmal, habe einen Beiklang von Wahrheit. Das gilt auch für Sciascias folgende Sizilien-Krimis, von denen insgesamt vier auf Deutsch im Berliner Wagenbach Verlag erschienen sind. Ebenso wie nun zum 100. Geburtstag des 1989 in Palermo verstorbenen Autors die Prosasammlung „Einmal in Sizilien“ (Übersetzung Sigrid Vagt, 141 Seiten, 18 Euro).

Darin sind wie schon in dem früheren roten Wagenbachbändchen „Mein Sizilien“ von 1995/2015 essayistische Impressionen der vielen Gesichter und Gesichte aus Sciascias Heimat gesammelt. Der Autor, der zunächst Volks-



Fluch wie Sehnsuchtsort. Der Autor und Parlamentarier Leonardo Sciascia an der Felsküste bei Palermo. Foto: Vittorio Rastelli/Getty Images

schullehrer und später Abgeordneter im Stadtrat von Palermo und im Europa-Parlament war, schreibt wie in seinen Romanen eine nüchtern klare, von historischem und politischem Wissen grundierte Sprache, deren Poesie in der Präzision und klug gesetzten Lakonik liegt. Es hat etwas von dem durchdringenden Schwarz-Weiß auch der Filme des italienischen Neorealismus. Sciascia wählt nie ein gesuchtes Adjektiv bloß als stimmungsmalendes Ornament – also keine „Five-Dollar-Words“, wie Hemingway sagte. So steht denn auch hier der Schauer neben dem Zauber. Das Menschliche ist gepaart mit dem Dämonischen.

Gleichfalls zum Jubiläum veröffentlicht die kleine Edition Converso in Bad Herrenalb nun einen längeren Zeitungsessay aus dem „Corriere della Sera“ sowie Sciascias eigenes Lieblingsbuch, den kirchenkritischen Kurzroman „Tod des Inquisitors“ von 1964, unter dem Sammeltitle „Ein Sizilianer von festen Prinzipien“ (Übersetzung Monika Lustig, erläutert von Maïke Albath, 192 Seiten, 23 Euro). Als „Siziliens Pasolini“, so sein Ruf, durchleuchtet Sciascia die archaische Schönheit der Insel wie deren soziale Missstände. Nicht nur die Mafia

oder der Klerus, auch die Ausbeutung der Kleinbauern oder der Arbeiter in den einstigen Schwefelminen sind seine wiederkehrenden Themen. Ein Bruder im Geiste des sizilianischen Autors war so nicht zuletzt der gleichaltrige portugiesische Literaturnobelpreisträger José Saramago mit seinen sozialkritischen Romanen über Großgrundbesitzer und Landarbeiter im Alentejo.

Das jüngste Echo und ein ganz heutiges Bild des sizilianischen Kosmos entwirft jetzt noch ein anderer Band: „Voci di Sicilia“ hat die in Berlin lebende, 1958 im sizilianischen Catania geborene Autorin, Komponistin und Sängerin Etta Scollo gesammelt. Die „Stimmen“ ihrer Insel sind aufgeföhrt bei einer „Reise durch Sizilien“ (so der Untertitel), die Scollo zusammen mit der Übersetzerin und Herausgeberin Klaudia Ruschkowski unternommen hat. Das mit schönen Fotos von Antonio Maria Storch zugleich opulent bilderdichte Buch ist tatsächlich eine in besseren Zeiten wieder zur Reise nach Sizilien verführender Begleiter durch Historie und Gegenwart



Etta Scollo

(Corso Verlag, Wiesbaden, 256 S., mit CD, 39,90 Euro). Leonardo Sciascia ist darin ebenso mit einem Text vertreten wie etwa Carlo Levi, die große Dacia Maraini oder Palmers berühmter Bürgermeister Leoluca Orlando. Etta Scollo selbst, deren Liedtexte als Gedichte eingestreut sind und von der eine CD mit ihren meist von Gitarre und Bandoneon begleiteten, mal melancholischen, mal leidenschaftlichen oder witzreichen Canzone dem Buch beiliegt, sie führt hier einen Chor von Stimmen an, der Freude und Schmerz, Ausbruch, Flucht und Heimweh im Verhältnis zu Sizilien besingt.

Oder Phänomene so analytisch beschreibt wie Roberto Scarpinato, der Chefstaatsanwalt im Anti-Mafia-Pool von Palermo, der den Blick weit über Sizilien bis nach Deutschland, Russland, Asien, Amerika hebt: „Zur Globalisierung der Mafia und zu Palermo als einem Ort der Wahrheit“ heißt sein brüllender Beitrag, der gleich etlichen anderen auf Interviews von Scollo und Ruschkowski beruht, die von der Übersetzerin und Herausgeberin zu eigenständigen essayistischen oder poetischen Texten verdichtet wurden. Eine Lese- und Hörreise der besonderen Art.

Das fängt ja gut an

Das Tonkünstler-Orchester Niederösterreich bietet eine Alternative zum Wiener Neujahrskonzert

Am wohlsten fühlen sich die Wiener Philharmoniker, wenn sie alles so machen können, wie sie es schon immer gewohnt sind. Sie pflegen ihre Rituale und Traditionen hingebungsvoll, vererben innerhalb des Orchesters sogar die historischen Instrumente von Generation zu Generation. Und darum haben sie bei ihrem Neujahrskonzert 2021 auch einfach so getan, als sei alles wie immer.

Es gab den üblichen Blumenschmuck im Goldenen Saal des Musikvereins, bei der Fernsehübertragung wurden, wie in früheren Jahren auch, immer Balletteinlagen zugespielt, Maestro Riccardo Muti verbeugte sich gegen den menschenleeren Saal, und sogar eine Pause zwischen der ersten und zweiten Konzerthälfte wurde eingehalten (die Zuschauer im TV mussten derweil einen Tourismuswerbefilm über das Burgenland ansehen).

Ihr Neujahrskonzert ist den Wienern heilig – denn sie generieren damit 25 Prozent ihrer Jahreseinnahmen, wie der Dirigent Franz Welser-Möst gerade in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ verraten hat. In 92 Länder wurde die Matinee heuer übertragen, rund 50 Millionen Menschen schauten zu. Neben den Übertragungsrechten wird weiteres Geld durch die mediale Nachverwertung in die Kasse gespült. Der Mitschnitt wird vom Label Sony jeweils in Rekordzeit auf den Markt geworfen, diesmal erscheint die Doppel-CD am 15. Januar, es folgen eine Vinyl-Version sowie eine DVD und eine Blue-Ray-Edition.

Für Klassik-Fans, denen der Sinn zum Jahresbeginn nach heiteren Klängen steht, gibt es aber auch Alternativen zu dem Kommerz-Spektakulum aus dem Goldenen Saal. Das Tonkünstler-Orchester beispielsweise, das in St. Pölten in Niederösterreich beheimatet ist, aber auch eine eigene Konzertsreihe im Musikverein der Hauptstadt unterhält, hat jetzt auf seinem eigenen Label ein Album zum Thema vorgelegt. Dessen Programm deutlich diverser ausfällt als beim austro-zentristischen Repertoire der Philharmoniker, die sich ja ausschließlich auf die Strauß-Dynastie und ihre künstlerischen Trabanten fokussieren.

Mit leichtgängigen Werken französischer, tschechischer, englischer, russischer und dänischer Komponisten weiten Dirigent Alfred Eschwé und die Tonkünstler deutlich den ästhetischen Horizont. Und sie sind bei ihrem Begrüßungstusch für 2021 nicht mit sich selbst zufrieden, so wie ihre Wiener Kolleginnen und Kollegen, sondern haben sich einen Stargast eingeladen.

Die Sopranistin Olga Peretyatko nämlich, die hier zeigen kann, dass sie mittlerweile mehr ist als eine reine Belcanto-Spezialistin. Reifer und üppiger klingt ihre Stimme jetzt, ohne dass sie darum die enorme Beweglichkeit in der Höhe eingebüßt hätte. Die „Klänge der Heimat“, die Arie der Rosalinde aus der „Fledermaus“, kann sie darum so vielseitig gestalten wie derzeit keine ihrer Konkurrentinnen. Nämlich zugleich mit dramatischem Aplomb und mühelos in den Koloraturen.

Hier erklingt nicht nur Musik von Strauß und seinen Trabanten

Natürlich drücken sich Alfred Eschwé und die Tonkünstler bei ihrem Neujahr-Album nicht um die unverzichtbaren Hits, um den Radetzky-Marsch und die „schöne blaue Donau“, außerdem bringen sie Franz Lehárs „Silber und Gold“ zum Leuchten, den wohl elegantesten Walzer, der je geschrieben wurde – doch der größte Knaller ist hier zweifellos die Ouvertüre zu „Bocaccio“ von Franz von Suppé. Weil sie mit einer doppelten Finte beginnt: Erst scheint der Komponist die Strauß'sche Donau-Hauptmelodie zu zitieren, dann aber kippt sie unerwartet ins Wagnerisch-Lothengrinhafte. Ein witziges Spiel mit Wiedererkennungseffekt und Erwartungshaltung, das sich schließlich in ehrliche Lustspiel-Heiterkeit auflöst, mit Streicherwusel und jeder Menge Tschingderassabumm.

FREDERIK HANSEN

— Weitere Infos zur CD und zum Orchester unter www.tonkuenstler.at



Stargast. Bei ihrem Neujahrskonzert sind sich die Wiener Philharmoniker selbst genug. Die Tonkünstler haben sich die Sopranistin Olga Peretyatko eingeladen. Foto: Daniil Rabovsky

ANZEIGE

SHOP TAGESSPIEGEL

UNSER LADENGEHÄFT BLEIBT AUFGRUND DER AKTUELLEN COVID-19-SITUATION BIS AUF WEITERES GESCHLOSSEN.

Bleiben Sie gesund!

shop.tagesspiegel.de

Tagesspiegel-Shop, Askanischer Platz 3, 10963 Berlin

KLEINANZEIGEN A-Z

ANTIKUITÄTEN/ANKAUF

Kaufe alte Ölgemälde, auch besch., Silber, Bronzen, Nachlässe, Schmuck, Uhren, Porzellan. Dr. Richter, 01 70 / 5 00 99 59

Anzeigenannahme
Tel.: 290 21-570, Fax: -577
E-Mail: anzeigen@tagesspiegel.de

TAGESSPIEGEL

SOS-KINDERDORF STIFTUNG

WERDEN SIE SINNSTIFTER!

Nachhaltig und langfristig helfen

www.sos-kinderdorf-stiftung.de

Stempel und Spiegel

Blätter der Geschichte: Ausstellung zu aktueller Fotografie aus dem Iran

Kaum war die Fotografie 1839 in Frankreich erfunden, verbreitete sie sich ab 1842 auch im absolutistischen Persien. Schah Nasir al-Din Shah Qajar, der in den Jahren von 1848 bis 1896 herrschte, war selbst ein begeisterter Fotograf. Er lichte seine Frauen und Kinder gerne in prächtigen Kostümen ab und versah sie mit modernen, westlichen Accessoires, zum Beispiel mit einem Fahrrad oder einer Puppe.

Shadi Ghadirian, 1974 geboren, eine der bedeutendsten Fotografinnen Irans, hat sich diese Inszenierung aus der frühen Qadscharendynastie zum Vorbild genommen und Frauen von heute im Dekor von damals inszeniert. Erst auf den zweiten Blick erkennt man, dass es sich um zeitgenössische Fotografien handelt. Etwa wenn sich eine Pepsi-Dose oder eine Sonnenbrille in die Darstellungen mischt.

Die Fotografien waren in der Ausstellung „Capturing Iran's Past. Fotokunst“ Ende 2019 zusammen mit Werken der iranischen Fotokünstlerinnen Teraneh Hemami, Arman Stepanian und Najaf Shokri im Museum für Islamische Kunst im Mschatta-Saal ausgestellt. Wer die sehenswerte Schau moderner Fotografie aus Iran verpasst hat, kann sie sich nun auf Google Arts & Culture zu Hause anschauen.

Künstlerin, zoomt im nächsten Klick auf Details und versieht die Bilder mit erklärenden Texten.

Welche Rolle Fotografien für die Erinnerung spielen, zeigt der 65-jährige Künstler Arman Stepanian in den Serien „Gravestones“ (2004) und „Doorbells“ (2000). Unter anderem plazierte er historische Familienporträts iranischer Armeenier auf Grabsteinen und fotografiert diese. Armenier betrieben Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Fotostudios in Persien – die Collagen zeigen typische Inszenierungen von Familien und Einzelpersonen.

Grafisch reizvoll sind die Arbeiten des 1980 geborenen Fotografen Najaf Shokri,



Mach's wie der Schah. Ghadirian mischt Tradition und Moderne. Foto: Silk Road Gallery

der in seinen Serien alte Personalausweise verarbeitet. Die Dokumente stammen aus Abfallbehältern im Hof des Einwohneramtes von Teheran und sind in den 1940er-Jahren ausgestellt. Shokri hat sie gesammelt und mit weiteren Fotos kombiniert. Nach der iranischen Revolution 1979 benötigten die Bürger und Bürgerinnen neue Ausweise. Frauen sind für die Passfotos damals ohne Kopfbedeckung fotografiert worden – Botschaften aus einer längst vergangenen Zeit. Die zahlreichen Stempel ergeben ein reizvolles Muster einer vergangenen, offiziellen, aber auch individuellen Identität.

Die iranisch-amerikanische Fotografin Teraneh Hemami hat sich in ihrer Langzeitserie „Hall of Reflections“, die von 2000 bis 2012 entstand, mit dem Schicksal iranischer Migranten auseinandergesetzt. So hat sie Briefe und leicht verformte Fotos iranischer Migranten in Kalifornien zu Erinnerungsbildern komponiert, die an eine verlorene Heimat denken lassen. Die Bilder sind auf Spiegel gedruckt, einem klassischen persischen Architekturelement.

Subtil sind die Farbstillleben von Shadi Ghadirian aus der Serie „Nil Nil“, in der sie Alltagsgegenstände im Detail fotografiert. Die vermeintliche Idylle wird gestört: eine Gewehrpatrone steckt im Zigarettenetui, eine Handgranate in der Obstschale. Der blutige Krieg gegen den Irak von 1980 bis 1988 ist im iranischen Alltag noch schmerzhaft präsent. Die Ausstellung, die linear angelegt ist als im Museum, gibt Einblicke in eine kaum bekannte Welt, in der die Fotografie von Beginn an eine wichtige Rolle gespielt hat.

ROLF BROCKSCHMIDT

— artsandculture.google.com